



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kellen, Tony: Bilder aus dem vlämischen Bauernkrieg (1798)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bedürfnis, sich selbst aufzurichten, als er am Schlusse der trüben Schilderung, die er von dem unheilvollen Walten des Naturalismus in der deutschen Kunst zu entwerfen sich gedrängt sah, die Worte niederschrieb: „Alle Gewandtheit, in Tagesströmungen mitzuplantzen, alle Zeitungserklamen und Kunsthändler-taktik, aller Kliquenschuz und die Protektion sensationslüsterner Galeriedirektoren — das alles nützt auf die Dauer doch nichts: die Unnatur wird schließlich doch zu Schanden an der der Menschheit innewohnenden Sehnsucht nach Wahrheit und Schönheit, an der immer wieder durchbrechenden Erkenntnis der apostolischen Predigt: »Wir sind göttlichen Geschlechts!«“

Der wackre Streiter ist zugleich ein tapfrer Bekenner, und wir schätzen den Mut seines Bekenntnisses besonders hoch, weil er und wir genau wissen, daß in den Kreisen, gegen die er sich wendet, nichts so sehr mißachtet und bespöttelt wird wie sittliches Pathos.

Adolf Rosenberg



Bilder aus dem vlämischen Bauernkrieg (1798)

Von Tony Kellen

Leven de jongens! Leven de patrioten! Het land is an ons!



Undert Jahre sind verflossen, seitdem sich Scharen von Bauern in Belgien und in Luxemburg gegen die französische Fremdherrschaft erhoben und mit Flinten, Knütteln und Sensen die Dneehosen zu vertreiben suchten. Bis ins westliche Deutschland, bis nach Prüm und Malmédy dehnten sich die Kämpfe dieser heldenmütigen Bauern aus, die ihr Leben daran setzten, um ihre Heimat von fremdem Joche zu befreien. Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an ihren Glauben waren es, die die Bauern begeisterten. Onzo jongens hießen die Soldaten im Bauernkittel bei den Vlāmen, patriotes bei den Wallonen, während die Franzosen sie nicht anders als Räuber (brigands) bezeichneten. Es war ja auch kein regelrechter Krieg, es war ein „Blöppelkrieg,“ wie ihn die Luxemburger nannten, ein Kampf schlecht bewaffneter Haufen gegen einen gut gerüsteten, geschulten Feind. Herz-erhebend ist es aber noch heute, die Thaten dieser Männer zu lesen, die für ihr Volk und für die Erhaltung ihrer Sitten ihr Blut geopfert haben.

In Belgien sind vom August bis Oktober dieses Jahres an allen Orten, an denen vor hundert Jahren Kämpfe stattgefunden haben, Gedenkfeiern veranstaltet worden. In Hasselt, Moll, Meerhout, Hulst, Mecheln, Courtrai, Zele usw. werden Denkmäler zu Ehren der gefallenen Bauern errichtet. Auch in Luxemburg hat die Presse das Gedächtnis der Helden aus dem Dsling gefeiert, und durch eine öffentliche Sammlung, an deren Spitze sich die großherzogliche Familie und das Ministerium eingezeichnet haben, sind die Mittel zur Errichtung eines Denkmals in Clerf, einem

Städtchen im Norden des Landes, beschafft worden, wo ein Gefecht zwischen den Bauern und den französischen Republikanern stattgefunden hat. Ein Abgeordneter, Namens Brüm, sagte in der luxemburgischen Kammer: „Ich kenne kein Ereignis in der Landesgeschichte, das würdiger und rührender wäre, als dieser Bauernaufstand von 1798. Wenn wir die Hundertjahrfeier jener Ereignisse begehen wollen, so geschieht es weniger, um die Ardenner chouannerie zu verherrlichen, als vielmehr das Andenken jener Helden, jener schlichten, aber großherzigen Kämpfer für Religion und Freiheit vor der Vergessenheit zu bewahren. Heute, wo die verwirrenden und umstürzlerischen Lehren auch bis aufs Land hinaus verbreitet werden, ist es gut, daß wir an den Heldennut, die Wahrheitsliebe und den unbefiegbaren Glauben erinnern, dessen Beispiel uns sterbend unsre Väter übermacht haben. Wir lehren unsre Kinder in den Schulen die Geschichte des Leonidas und seiner dreihundert Lacedämonier, des Andreas Hofer und der Tiroler Bauern, aber kennen Sie in der Geschichte einen Zug, der dem Beispiele gleichkäme, das uns diese Edeln im Bauernkittel im Angesichte des Todes gegeben haben?“

1. Wie die Republikaner hausten

Fürwahr, wir feiern eine Leidenswoche
Und einen schwarzen Freitag, dessen Sonne
Sobald noch nicht zur Küste gehen wird.

M. Schweisthal und N. Leonardy, Der Klöppelkrieg

Fünzig Jahre waren verfloßen, seitdem Belgien durch den Aachener Frieden wieder zu Osterreich gekommen war. Der Wohlstand hatte sich unter der milden österreichischen Regierung gehoben, aber bald brachen schwere Zeiten über das Land herein. Durch die Schlacht von Jemappes (1792) wurden die Franzosen Herren des Landes. Zwar wurden sie nach Dumouriez Niederlage bei Neerwinden wieder zurückgedrängt, und Erzherzog Karl von Osterreich hatte als kaiserlicher Generalstatthalter die Regierung wieder übernommen, aber die Schlacht von Fleurus setzte der österreichischen Herrschaft abermals und zwar für immer ein Ziel. Nun wurde Belgien in Frankreich einverleibt und in neun Departements eingeteilt. Die Belgier hatten aber nur die Pflichten, nicht auch die Rechte französischer Bürger. Ja sie mußten sich alle möglichen Schikanen gefallen lassen, seitdem die Dhnehosen (sans-culottes) ihr Land überschwemmt hatten. Erst 1797 wurde es ihnen gestattet, an den Wahlen teilzunehmen, und die Abgeordneten, die nach Paris gesandt wurden, beklagten sich in bitterm Tone über die Bedrückung ihrer Landsleute durch die Republikaner. Als nun auch bei den Gemeinderats- und Bezirkswahlen nur unabhängig gesinnte Belgier gewählt wurden, mochte das Direktorium nicht länger die Beschwerden dieser Vertreter hören, und es setzte deshalb ohne weiteres eine große Zahl ab. Die Männer, die vor seinen Augen Gnade gefunden hatten, weigerten sich aber, mit Fremden zusammen zu arbeiten, die das Land und seine Sitten nicht kannten. Das Volk sah ein, daß man ihm das Wahlrecht nur zum Schein verliehen hatte, und so mehrte sich bei ihm der Groll gegen die Fremdherrschaft.

Dazu kamen noch die Angriffe gegen die Geistlichkeit. Diese hatte sich bis dahin ruhig verhalten, das Volk zur Ruhe ermahnt und auf eine bessere Wendung vertröstet. Nun verlangten die Republikaner aber von den Geistlichen, um sich ihrer Gesinnung zu versichern, sie sollten einen Schwur gegen das Königtum leisten. Das war zuviel verlangt. Die Geistlichkeit fügte sich zwar der neuen Ordnung, aber ihr Gewissen erlaubte es ihr nicht, einen Haß gegen die fruherm Herrscher

zu schwören. Drei Bischofsitze waren erledigt, und mehrere Bischöfe waren ausgewandert. Nur der Kardinal-Erzbischof von Mecheln, Johann Heinrich von Frankenberg, stand noch an der Spitze seiner Diözese. In einem würdevollen Schreiben weigerte er sich, dem an ihn gestellten Ansinnen zu entsprechen. Nun ließen die Franzosen den altersschwachen, kranken Mann nach Brüssel ins Gefängnis bringen und dann über die preußische Grenze setzen. Der König von Preußen erlaubte ihm in zuvorkommender Weise, sich in Emmerich niederzulassen. Zahlreiche Kirchen in Belgien wurden geschlossen, und viele Geistliche vor Gericht gestellt oder verbannt. Verhältnismäßig gering war die Zahl der Geistlichen, die der Republik den Treueid schworen. So haben von 1556 Priestern der Diözese Mecheln nur 177 den Eid geleistet, und von diesen zogen ihn noch 70 vor dem Konkordat zurück.

Es wurde aber keineswegs nur gegen die Geistlichen gewütet, sondern auch gegen die gewöhnlichen Bürger. In den neun Departements erließ das Direktorium nicht weniger als 10 000 Ausweisungsbefehle gegen die Bürger, denen man nicht traute. Jedem, der nicht in das Geschrei der Republikaner mit einstimmt, wurde der Vorwurf des incivisme (Mangel an Bürgerfönn) gemacht, und dieses Verbrechen wurde mit der Verbannung bestraft. Eine große Anzahl Geistliche starben in der Verbannung zu Cayenne, wo sie sehr schnell das Opfer des mörderischen Klimas wurden. Die Kirchen und die Sakristeien wurden geschlossen; die kostbaren Kirchengeräte, die Werke hervorragender belgischer Künftler, die alten flämischen Tapissereien und Gemälde, alles wurde geraubt, nach Frankreich geschleppt und verkauft. Der Sonntag durfte nicht mehr gefeiert werden, weil die Republikaner Wochen zu zehn Tagen eingeföhrt hatten und nur der Dekadi der Ruhe gewidmet sein sollte.

An einem Sonntagmorgen gingen friedliche Arbeiter in Msemberg zur Kirche, aber die Thür war geschlossen. Da knieten sie auf dem Kirchhofe nieder, inmitten der Gräber ihrer Eltern und Vorfahren. Während sie gemeinschaftlich ein Gebet verrichteten, fielen französische Soldaten, die plötzlich daherkamen, über sie her und trieben sie mit Säbelhieben und Kolbenstößen auseinander. Wer nur in den Verdacht kam, die Sonntagsruhe einzuhalten, mußte schwer büßen. Einige Wochen nach dem eben erwähnten Vorfall waren in Genappe einige junge Burschen bei einem harmlosen Spiel versammelt. Es war ein „ehemaliger Sonntag,“ d. h. ein Tag, an dem auf Befehl der Republik nicht mehr gefeiert werden durfte, und als eine Brigade Gendarmen die Burschen sah, sprengte sie zwischen sie mit blankem Säbel und nahm mehrere als Gefangne mit fort. Die Vandalen rissen sogar die Glocken aus den Türmen und zertrümmerten sie. An einzelnen Orten gelang es den Bürgern, die Glocken zu retten, indem sie sie in den Brunnen oder anderswo verbargen.

Für die „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,“ wie die Republikaner sie an den Tag legten, hatte das Volk kein Verständnis, und es zeigte schon bald, daß es nicht gewillt sei, eine solche Behandlung länger zu erdulden. Der erste Aufstandsversuch ging von dem Baron Jean Joseph de Meer aus Moorsel aus. Am 2. Januar 1798 hatten zweihundert bewaffnete Arbeiter und Bauern die verlassene Benediktinerabtei von Afflighem besetzt. Sie pflanzten dort die österreichische Fahne auf, aber sie waren nur schlecht bewaffnet und in Kriegssachen unerfahren. Noch an demselben Abend kamen von Aische her sechshundert Franzosen mit Kanonen, und von der andern Seite rückte eine Abteilung der Genter Garnison heran. Die Aufständischen mußten flüchten, indem sie zwei Tote und drei Gefangne zurückließen. Zwei von diesen wurden in Brüssel erschossen. Es gelang der Polizei auch, des Barons de Meer habhaft zu werden. Es war ein kleiner, magerer Mann mit

kurzen blonden Haaren. Er hatte sich verkleidet, aber er wurde daran erkannt, daß er stotterte. Er gestand zu, den Aufstand geleitet zu haben, und er wurde in Brüssel auf demselben Königsplatz hingerichtet, wo seine Gehilfen gefallen waren.

Inzwischen fuhren die Gewaltherrscher fort, dem Volke den republikanischen Kalender aufzudrängen. Es durfte kein „Märzbier“ mehr verzapft und am Dekadi nicht einmal Gemüse verkauft werden. Den Kindern mußte als erstes Buch die Erklärung der Menschenrechte und die Verfassung des Jahres III in die Hand gegeben werden. Durch all diese Maßregeln wurde das Volk so erbittert, daß z. B. die Bewohner von Ostende, als englische Kanonenboote diese Stadt bombardirten, trotz aller Verwüstungen riefen: Bravo den Engländern! Hoch König Georg! Weg met de Franschen!

Als das Gesetz über die Konfiskation veröffentlicht wurde, durch das alle jungen Leute von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren unter die Fahnen berufen wurden, brach der Unwille des Volkes offen aus. In Belgien hatte nie ein Gesetz die Bürger gezwungen, Soldat zu werden; die Heere hatten von altersher nur aus Freiwilligen bestanden. Für das angestammte Herrscherhaus hätten die Bewohner wohl auf diese ihre Freiheit verzichtet, aber es empörte sie, ihr Leben daran zu wagen für die Franzosen, die sie wie Sklaven behandelten und ihnen alles vernichteten, was ihnen das Teuerste und Kostbarste war. Die Bauernsöhne waren denn auch schnell entschlossen, Widerstand zu leisten. Wenn sie die Waffen ergreifen mußten, so wollten sie wenigstens für die Unabhängigkeit ihres Landes kämpfen. Die Einziehung der Rekruten stieß auf Schwierigkeiten, denn in vielen Ortschaften waren auf einmal alle Heerespflichtigen verschwunden. Sie hielten sich in den Wäldern verborgen und kehrten nur nachts in ihre Häuser zurück. In Kellern und Scheunen hielten sie geheime Zusammenkünfte ab, um sich zu einem Aufstande zu rüsten. Zuerst versuchten die halbamtlichen Blätter den Widerstand zu ignoriren. So schrieb man z. B., in Brüssel hätte sich eine Menge junger Leute einschreiben lassen, sogar der Sohn des Herzogs von Ursel wäre unter ihnen, aber bald konnte man den wahren Sachverhalt nicht mehr verheimlichen. In Wirklichkeit war der junge Herzog, den man dem Lande als Muster vorführen wollte, ruhig zu Hause geblieben, und in Courtrai und manchen andern Orten erschien auch nicht einer von den Gestellungspflichtigen, die für die Ehre der brüderlichen Republik kämpfen sollten.

In vielen Gemeinden wurden heimlich Plakate angeschlagen, auf denen alle, die unter den Franzosen dienen würden, als Verräter bezeichnet wurden. Auch in Brabant hatten die Republikaner keinen Erfolg. Das Militärgesetz wurde von den Mauern gerissen oder mit Rot bedeckt, und in Glabbeek wurden Schüsse auf den Kommissar des Direktoriums abgefeuert, als er sich vor der Thüre zeigte. Einzelne Gemeinden erklärten sogar amtlich, sie weigerten sich, das Gesetz auszuführen. Bald wurde offen zum Kampfe gegen die französischen Barbaren und Tyrannen aufgefördert. Man wies in dem Aufruf auf die Freiheit unter den ehemaligen Herrschern hin und schloß mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser und seine Verbündeten!“ Nun suchten die Franzosen die Bewohner mit Gewalt zur Willfährigkeit zu zwingen. Aus manchen Ortschaften flohen die Bewohner aus Furcht vor den Republikanern, die überall wie wilde Tiere hausten. Die Bauern suchten die Wälder auf, um dort wenigstens vor Mord und Brandstiftung gesichert zu sein.

Gendrik Conscience, der flämische Erzähler, hat uns in seinem Zeitgemälde „Der Bauernkrieg“ solche Szenen geschildert. Da erzählt er z. B.: „Der größte

Teil der Bewohner von Waldeghem hatte die Nacht in dem Walde am Sandberge zugebracht. Der neue Tag fing im Osten zu dämmern an und vertrieb die trostlose Finsternis, die die armen Flüchtlinge wie ein Grab umschlossen hatte. In dem zweifelhaften Lichte der ersten Morgenstunde konnte man die unbestimmten Umrisse der Leute, die am Rande des Waldes lagen, entdecken — Mütter, Töchter, Kinder, Greise, vor Kälte erstarrt, in unkenntlichen Haufen zusammengekauert, bewegungslos und stumm, als ob der schleichende Tod sein Leichentuch über die Unglücklichen ausgebreitet hätte. So saßen allenthalben unter den Bäumen Häuflein von Menschen, die Köpfe auf die Brust gesenkt, und die starren Blicke in traurigem Nachdenken zu Boden gerichtet. Mutlos und verzagt suchten sie sich gegen die feuchte Nachtlust zu schützen, die jetzt bei dem reichlich fallenden Tau das Wasser in großen Tropfen von den Bäumen auf ihre schon durchnässten Kleider träufeln ließ. Bisweilen erhob eine Mutter oder ein Greis das Auge und blickte hoffend nach Osten hin, wo sich ein hellerer Lichtkranz zeigte, das Nahen der Sonne, des Borns erquickender Wärme, verkündend; aber ebenso schnell schlugen die Armen dann wieder ihre Blicke zu Boden und zitterten vor Angst bei dem Gedanken an das, was der neue Tag ihnen bringen könnte. Waren sie während der Nacht durch Schlaflosigkeit, durch erstarrende Kälte gequält worden, so verhiess ihnen der Tag auch nichts als Verfolgung, Brand und Mord. . . . Unten am Fuße des Sandberges sah man bereits einige Jünglinge, mit dem Gewehre in der Hand, bei einander stehen, gleichsam als Wachen nach allen Seiten umherschauend, ob sie nichts erblickten. Von Zeit zu Zeit kamen einige ihrer Gefährten aus dem Walde hervor und näherten sich ihnen. Hatten die Ankommenden Gewehre, Pulver oder Blei bekommen, oder brachten sie andre bewaffnete Flüchtlinge mit, dann drückte man sich die Hände und jauchzte mit unterdrückter Stimme über die erhaltne neue Verstärkung.“

2. Der Sturm bricht los

Uns locket nicht des Waffenruhmes Glanz,
Wir wünschen keinen blutigen Lorbeerkranz.
Wenn aber Frevelmut auf Knechtung sinn't
Und Ketten für uns schmiedet unverdient,
Dann greifen männlich trotzend wir zur Wehr,
Wir stehn und streiten für des Landes Ehr.
Dann wird im Kampfe Gut und Blut gewagt,
Wir leben und wir sterben unverzagt.

M. Schweisthal und N. Léonardy

Auf den weiten Heideflächen des Kempen- und Waeslandes, auf denen wie eine Todesstille die Angst vor den Republikanern gelastet hatte, wurde es auf einmal lebendig. Die Glocken, die so lange geschwiegen hatten, läuteten jetzt den Sturm gegen die Bedrucker ein. So drohend und so zorneswütig hatten die friedlichen Glocken noch nie geklungen, sie, die bis dahin nur Freude oder Trauer in den stillen Dörfern verkündet hatten. Der Unmut der Bauern fand seinen Ausdruck in diesem Sturmgeläute, das selbst den trügsten Landbewohner aufrüttelte. Überall holte man Gewehre und andre Waffen hervor; manche Mitglieder der von den Franzosen abgeschafften alten Gilden besaßen noch Waffen; diese wurden jetzt eilig wieder instand gesetzt. Von dem Waesland und der alten Herrschaft Mecheln dehnte sich der Aufstand aus um Löwen, bis Tirlemont, bis Brüssel, in das Kempenland, nach Südbraabant, Flandern, bis zu den Grenzen des Lütticherlandes, in die Ardennen und die Eifel, denn auch die 1815 an Preußen gefallnen Teile

des ehemaligen Herzogtums Luxemburg und das Fürstentum Stavelot-Malmedy haben an dem Aufstand teilgenommen.

Während die Engländer wieder an den Küsten Flanderns und der Nord- und Pas-de-Calais-Departements auftauchten, fanden aufrührerische Ansammlungen in Obermeiren und Flandern statt. Man brachte Hochrufe auf den Kaiser aus, und die aus Gent herbeigeeilten Soldaten wurden von den Aufständischen zurückgeworfen. Die Bauern triumphierten, und die benachbarten Gemeinden schlossen sich ihnen an. Man läutete jetzt wieder die Glocken, um den Sieg der Aufständischen zu verkünden, und die jungen Burschen fielen über die republikanischen Freiheitsbäume her, um sie in tausend Stücke zu hauen. In Haesdonk fand zwischen den republikanischen Jägern und den Bauern ein Zusammenstoß statt, wobei elf Bauern ihr Leben ließen.

Wie diese Patrioten ausfahen, schildert Conscience sehr anschaulich: „Die größte Abteilung der Bauern, oder wie die Franzosen sie nannten, die große Bande der brigands, befand sich bei Sonnenaufgang in einer Waldgegend, einige Stunden Wegs von der Stadt Dieft entfernt. Obgleich man dort nichts bemerkte, als einige Haufen bewaffneter Bauern, die als Wachen hier und da ausgestellt waren, so konnte man nichtsdestoweniger leicht erraten, daß sich eine große Anzahl im Walde befand, denn es erhob sich daraus ein verworrenes Geräusch, wie das Gebrause einer tobenden Seeflut. In Wirklichkeit waren auch in diesem Walde nahe an fünftausend Mann gelagert. Wenn jemand dahin gekommen wäre, um zu sehen, was dort vor sich ginge, so hätte er sich gewundert über den Anblick dieser Volksmenge, die aus allen Gegenden des Landes zusammengeströmt war. Zuerst hätte er auf einer offenen Fläche drei- oder vierhundert Bauern zu Pferde auf Befehl ihrer Anführer herumreiten, schwenken und traben sehen. Dies war die Reiterei der Patrioten, die ihre Ackerpferde in den Kriegsmanövern übten. Sie saßen meistens zu Pferde ohne Sattel, bekleidet mit ihren blauen Kitteln, und würden dem Zuschauer wie Landleute erschienen sein, die sich auf irgend einer Kirnmes vergnügten, hätte nicht ein langes Schwert, welches in ihren Händen erglänzte, und die Pistolen in ihren Gürtelriemen verraten, daß sie es ernstlich meinten.

„Etwas weiter, in der Mitte von etwa hundert Mann, die als Wachen in Kreisen aufgestellt waren, stand eine Menge Karren mit eingespannten Pferden in reisefertigem Zustande. Man bemerkte darunter auch einige Wagen, über denen ein Fähnlein wehte mit der Aufschrift »Pulver«; ebenso auch einige andre, die mit neuen Flinten und mit Säbeln beladen waren, sodaß man daraus schließen konnte, daß die Bauern Überfluß an allem Kriegsgeräthe hatten. Weiter im Gebüsch drinnen hörte man ein Jauchzen, das in Zwischenräumen schallend emporstieg und dann wieder aufhörte, um nach einem Augenblick mit erneuter Kraft zu erschallen. Es war dort eine Wiese, die mit Menschen überfüllt war, von jedem Alter und von allen Ständen. Daß hier bereits einige Ordnung bestand, konnte man wohl an den Gewehren bemerken, die in Reihen gegen einandergesetzt standen, dergestalt, daß bei dem ersten Kommandoruf jede Abteilung ihren angewiesenen Standpunkt und jeder Mann seine Waffe ohne Irrtum wieder zurückfinden konnte. Einige Frauen und Kinder, doch in sehr geringer Zahl, zeigten sich hier oder da von weitem in den Gebüsch. Das Jauchzen, das sich von Zeit zu Zeit erhob, hatte eine besondere Veranlassung. Mitten auf der Wiese, auf einem Wagen, der mit Mundvorräten beladen war, stand ein Mann von kräftigem Außern, der eine Rede an die Umstehenden hielt; so oft er einen Satz beendigt hatte, schlugen die Zuhörer

in die Hände und bestätigten das Gesagte durch allerhand Ausrufungen. Er sprach ihnen vom Vaterlande und vom Glauben, von den Sansculotten und von der Gottlosigkeit, vom Kampf und Sieg, von Erlösung und Freiheit! . . .

„Von dort kam man auf den Platz, wo der Stab des Bauernheeres im Kriegsrate versammelt war. Der General Constant aus Rouzmiroir saß am Rande eines tiefen Grabens und hielt eine Landkarte auf den Knien; die andern Anführer saßen an jeder Seite des Grabens und horchten andächtig auf das, was der Feldherr ihnen sagte. Man beriet hier über die Einnahme der Stadt Dieft und suchte nach der Karte zu berechnen, von welcher Seite man diese Festung wohl am besten überfallen könnte. Die Obersten schienen frohen Muts und voller Hoffnung; mehrmals wurden die Worte des Feldherrn mit jubelnden Ausrufungen begrüßt. So waren überall durch den Wald einzelne Abteilungen des Heeres gelagert.“

Im Waeslande versammelten sich die Aufständischen in Sint-Pauwels und in Kemseke. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich ihre Zahl. Ihr Führer Macaire Rheins scharte unter seine Fahne sogar zahlreiche Soldaten, die ehemals unter der österreichischen Fahne gedient hatten. In den Straßen von Beveren kam es zu blutigen Kämpfen. Der Kommissar de Kever hatte sich besonders verhaßt gemacht. Sein Haus wurde geplündert und zerstört. Während die Aufständischen ein Faß Wein austranken, das sie in seinem Keller gefunden hatten, rückten dreihundert Franzosen heran, töteten dreißig und nahmen andre gefangen. de Kever wollte die Stadt in Brand stecken lassen, aber sein Plan mißlang. Die Rebellen des Waeslandes teilten sich in zwei Korps. Das erste marschierte gegen Westen mit einer weißen Fahne, auf der ein rotes Kreuz und die Inschrift: „Boor God en Vaderland“ prangten. Am 21. Oktober hielt diese Schar ihren Einzug in Hulst und plünderte die Gendarmeriekaserne und das Zolllager. Die andre Truppe hatte in Axel weniger Erfolg, da sie von der übrigens nur aus wenigen Mannschaften bestehenden Garnison zurückgetrieben wurde.

In Affenede kam es zu einem greulichen Auftritt. Am 22. Oktober war dort Jahrmarkt. Aus der ganzen Gegend wurden die Bauern durch die Sturmglocke zusammenberufen, und nun wurde das Haus des Kommissars Denebe, eines eifrigen Anhängers der Republik, gestürmt. Man zwingt ihn, die Kirchenschlüssel herauszugeben, und führt ihn gewaltsam in die Kirche. Da er sich weigert, sein Haupt zu entblößen und niederzuknien, schleppt man ihn zum Freiheitsbaum und erschießt ihn. Affenede mußte diese That mit einer Kriegsteuer von 120 000 Franken büßen.

Ringsum erheben sich die Aufständischen, und mögen sie auch an einem Orte eine Reihe von Toten hinterlassen — gleich darauf tauchen sie an einem andern Orte mit ungeschwächtem Mute wieder auf. Ein Bauernweib — eine arme Tagelöhnerin — marschierte mit einer Heugabel unter den Aufständischen. Diese wurden aber in die Flucht geschlagen, und als sich das kühne Weib umwandte, um den Verfolger mit der Gabel zu durchbohren, drang ihr eine Kugel in die Brust, und sie fiel tot nieder. Es war ein blutiger Tag, dessen Erinnerung in Ingelmunster und den anstoßenden Weilern noch jetzt fortlebt. Man nannte ihn den „Brigandszondag.“

Nach mehreren Richtungen zogen die Rebellen und hausten fürchterlich. In Zele wurde der republikanische Bürgermeister Pierre Marien von der wütenden Menge erschlagen. Nichts vermochte den Haß dieser wilden Bauern zu besänftigen, die gegen die republikanische Tyrannei aufs äußerste erbittert waren und vor keinen Gewaltthaten mehr zurückschreckten. Termonde wurde von dreitausend brabantischen Bauern eingenommen. Ihr Führer war Emmanuel Kollier, ein wohlhabender Bauer, der sich den Titel „General der Rebellen“ beigelegt hatte und seinen An-

hängern durch eine indianerhafte Uniform imponirte. Die Bürger von Termonde nahmen die „Zongens“ begeistert auf, und in der ganzen Gegend griff die Bevölkerung zu den Waffen. In ungeordneten Scharen zogen die Bauern durchs Land, ließen sich überall auf ihrem Durchzug die Kirche öffnen, sangen dort Lieder und beteten. Es war das Gebet vor dem Kampfe, die letzte Anrufung Gottes vor der Befreiung oder dem Tode. Überall hörte man die Sturmglocken läuten, und die Scharen zogen dahin, indem sie das alte „lied van 't Patriotiek“ sangen. Sie begeisterten sich durch ihren ersten Erfolg so sehr, daß sie gegen Brügge ziehen wollten, wo General Bonnard die republikanischen Truppen zusammen gezogen hatte, um den Angriff der Engländer abzuwehren. Aber in letzter Stunde entschloß man sich doch, vorläufig davon Abstand zu nehmen.

3. Die Kämpfe gegen die Republikaner

Die Fremdlinge sollen erfahren, was es ihnen kostet, ein einziges Dorf der Kempen in die Sklaverei zu führen.

h. Conscience, Der Bauernkrieg

Bald kamen wichtige Nachrichten aus dem Kempenlande, der Campine. Dort hatten sich die Bauern um flüchtige Geistliche, um den Buchdrucker und Wirt Corbeels, den Notar Anthoni und andre geschart und vertrieben die Republikaner aus mehreren Ortschaften. In der Abtei Tongerlo, die ein Spekulant gekauft hatte, ließen sie Kugeln und Patronen herstellen und bezogen von dort aus während fünf Wochen ihre Waffen. Der General Béguinot verließ am 22. Oktober Mecheln, um gegen die Aufständischen zu ziehen, als die Zongens durch ein andres Thor in die Stadt eindringen, die zurückgebliebenen Mannschaften entwaffneten und den Freiheitsbaum umstürzten. Aber die Sieger triumphirten nur wenige Stunden, denn Béguinot kehrte mit seiner Truppe zurück und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Als in Brüssel der Sieg bekannt wurde, feierte man Béguinot wie einen großen Helden. In Mecheln wurde der Belagerungszustand erklärt, aber schon am folgenden Tage kehrten die Aufständischen zurück und versuchten die damals noch mit Wällen umgebene Stadt im Sturm zu erobern. Sie kämpften trotz ihrer unzulänglichen Waffen mit dem größten Mute, als auf einmal aus Antwerpen entsandte Truppen ihnen in den Rücken fielen. So waren sie von zwei Seiten dem Feuer ausgesetzt, und das Blut der Niedergemeßelten floß in Strömen vor dem Antwerpner Thor. Einundvierzig Mann wurden gefangen genommen und noch an demselben Abend auf dem Revolutionsplatz in Mecheln erschossen. Zwei von ihnen waren noch nicht zwanzig Jahre alt, der Älteste war ein Greis von siebzig Jahren. Die Namen dieser Männer, die heldenmüthig in den Tod gingen, sind uns erhalten. Es sind lauter vlämische Namen.

Die Republikaner jubelten, die Republik sei noch einmal gerettet! Der Vorsicht halber pflanzten sie aber zahlreiche Kanonen auf den Wällen Mechelns auf, während auch in Antwerpen der Belagerungszustand erklärt wurde. Auch in Brüssel fühlte man sich beunruhigt. Den Beamten und „zuverlässigen“ Bürgern wurden Waffen ausgeteilt, und die Seile und Klöpfel von den Glocken entfernt, damit kein Sturm geläutet werden könnte. Am demselben Tage (22. Oktober) fand der Abzug der Konfribirten statt, denen sogar ein republikanisches Festmahl angeboten wurde. Die Abreise mußte beschleunigt werden, denn schon großte der Sturm vor den Thoren Brüssels. In den umliegenden Ortschaften läutet die Sturmglocke. Die Bauern sind bewaffnet und ziehen mit Kriegsgeschrei einher, zerstören die Freiheitsbäume und bedrohen die Beamten. Mehrere Soldaten, die

Steuern eintreiben wollen, werden getötet oder gefangen genommen. Die Bureaus der Steuerempfänger werden geplündert. Die Verbindung zwischen Brüssel und Paris ist bedroht, und im Walde von Soignes tauchen unheimliche Gestalten auf. In Brüssel sucht die Behörde eine freiwillige Garde zu bilden, um die Stadt zu schützen, aber niemand wagt es, zur Stadt hinaus zu reiten, und als sich einige Tage später fünfzig Mann durch das Schaerbeeker Thor hinauszugehen, kehren sie mit der Meldung zurück, sie hätten nichts Verdächtiges gesehen.

Auch in den wallonischen Gemeinden wütet der Aufstand. Die Beamten flüchten, und das Heer der Aufständischen wächst wie ein reißender Strom. Es versucht Brüssel, Gent und Antwerpen zu isolieren und die Verbindungen mit Frankreich abzuschneiden. Die Republikaner verlangen von allen Seiten Hilfe. Der Kommandant von Aachen wird um ein Regiment Kavallerie ersucht, und auch nach Holland und Nordfrankreich schickt man Eilboten um Hilfe. Einem französischen Friedensrichter in Brüssel gelingt es, eine kleine Schar Freiwilliger (Gendarmen und Beamte) zusammenzubringen. Er unternimmt mit ihnen einen Streifzug. In einem Dorfe ergreifen sie den ihnen verdächtigen Gemeindevorsteher und quälen ihn so lange, bis er ihnen gesteht, daß der Urheber der Unruhen in der Gegend der ehemalige Bürgermeister von Merchtem ist. Sie ziehen dorthin und greifen eine Schar Bauern an, von denen einundzwanzig getötet und siebenzehn gefangen werden. In Londerzeel waren die Rebellen besser bewaffnet; sie empfangen die Freiwilligen mit einem so lebhaften Feuer, daß diese es vorzogen, sich nach Brüssel zurückzuziehen. Londerzeel blieb übrigens nicht lange in den Händen der Bauern, denn General Béguinot bemächtigte sich des Ortes wieder, wobei etwa hundert Patrioten getötet wurden. Die Republikaner mekelten sogar einen achtzigjährigen Greis nieder, den sie in der Kirche antrafen.

In Flandern waren die Unruhen einige Zeit durch die energische Haltung der Verwaltung verhindert worden, bis auf einmal Overmeire, ein unscheinbares Dorf zwischen Gent und Termonde, das Zeichen zum Aufstand gab. Als man ihn dort zu ersticken suchte, loderten die Flammen des Aufstands ringsum empor. Die Bauern hatten in den bisherigen Kämpfen bald Siege, bald Niederlagen zu verzeichnen, aber sie sahen ein, daß sie auf dem Wege nicht weiterkommen würden. Die Ortschaften auf dem Lande hatten für sie wenig Wert, und sie wollten daher versuchen, sich der Städte zu bemächtigen. Es hatte ihnen bisher an Stützpunkten gefehlt, an befestigten Orten, hinter deren Wällen sie sich nach einer Niederlage hätten zurückziehen und zu neuem Kampfe hätten rüsten können. So wurde Audenarde belagert, und nach drei Tagen stürmten die Bauern in die Stadt, zerstörten den Freiheitsbaum, das städtische Archiv und plünderten das Haus des Platzkommandanten. Aber schon nach zwei Tagen mußten sie wieder aus der Stadt weichen, nachdem sie vierzig Tote zurückgelassen hatten. Ähnlich erging es den Songens bei den Angriffen auf Mook, Turnhout und Herenthals. Ein Teil der Rebellen stand unter dem Befehl eines ehemaligen österreichischen Soldaten, Joseph de Troch, der das bescheidne Handwerk eines Gektreibers ausübte. Unter dem Rufe: *Leve de Keizer! Weg met de Franschen!* zog er mit seinen Scharen gegen Mook und nahm die Stadt im Sturme ein. Aber die Bauern waren zu unerfahren, als daß sie sich in der Stadt hätten behaupten können.

Mehr Glück hatte ein anderer Führer, Corbeels, seines Zeichens Buchdrucker und Wirt, der Turnhout einnahm und dann in Herenthals mit dreitausend Mann die Franzosen erwartete. Es kam zu einem mörderischen Straßenkampf, der vierundzwanzig Stunden dauerte, bis die Republikaner schließlich die Stadt in Brand schossen. Der französische General, erzählt Conscience, schwor unter den schlimmsten

Drohungen, daß sich die „Räuber“ seines Durchmarschs durch Herenthals erinnern sollten. Er befahl, die Häuser in Brand zu stecken und keine lebende Seele daraus entschlüpfen zu lassen. Kurze Zeit darauf stiegen die Flammen aus mehr als sechzig Häusern auf; schwarze Rauchwolken verfinsterten das Tageslicht und verbreiteten sich in dicken Massen über die Stadt. Bei dem Brande hörte man zwischen dem Prasseln der Flammen und dem Krachen der einstürzenden Stockwerke das schauerhafte Geschrei der Unglücklichen, die sich an den Fenstern und auf den Dächern zeigten, um dem Feuertode zu entfliehen. Aber von allen Seiten zielten die Gewehre der Soldaten auf sie, und wer den Flammen entkommen wollte, wurde durch die Kugeln getötet. Die Bauern ließen sechshundert Tote, zahlreiche Gefangne und zwei Fahnen zurück. Aber auch die Franzosen hatten schwere Verluste.

(Schluß folgt)



Litteratur

Volkswirtschaftliche Schriften. Die schon stark angeschwollne Litteratur über die industriellen Kartelle und Syndikate ist neuerdings um zwei Bände bereichert worden, die besser zur Orientirung dienen können, als ältere umfangreichere Arbeiten: Die Unternehmerverbände von R. Liefmann (1. Heft der von Fuchs und Herkner herausgegebenen volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen; Freiburg i. B., bei J. C. B. Mohr, 1897) und: Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer. Eine Studie über die großindustriellen Organisationsformen der Gegenwart von Dr. L. Pohle, Privatdozenten an der Universität Leipzig (Leipzig, Veit u. Comp., 1898). Liefmann bemüht sich um genaue Begriffsbestimmungen, scharfe Unterscheidungen (der Verbände von Gesellschaften, Genossenschaften, Vereinen, Ringen, Corners, Fusionen), um übersichtliche Einteilung, liefert eine vollständige Statistik, beschreibt die einzelnen Verbände und wägt die Vortheile dieser neuen Unternehmungsformen gegen die Nachteile ab, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß vorläufig die Vortheile für die Unternehmer wie für das Volk im ganzen noch überwiegen und die Arbeiter wenigstens nicht geschädigt werden. Pohle berichtigt Liefmann in einzelnen Punkten und legt das Hauptgewicht auf die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der neuen Einrichtung. Diese Verbände gehören zu den interessantesten und wichtigsten Erscheinungen unsrer Zeit. Einerseits sind sie offenbar sozialistische Gebilde. Die „Nachfragekontingentirungen“ z. B., wie Liefmann die eine Art nennt, beseitigen vollständig die Konkurrenz; der Käufer ist nicht in der Lage, sich von den vier oberschlesischen Zementfabriken die auszusuchen, bei der er bestellen will, etwa auf dem Wege der Submission; das Kartell übernimmt alle Aufträge und verteilt sie unter die vier Fabriken in der Weise, daß Groschowitz vier Zwölftel, Grundmann und Schottländer je drei, Giesel zwei Zwölftel bekommt. Bei den Eisenbahnbedarfskartellen wird jeder Auftrag einem einzigen Verbandsmitgliede zugewiesen. Und die Unternehmer verlieren ihre Selbständigkeit, sie sinken zu Beamten des Verbandes herab; ja in den meisten Fällen sind sie auch das nicht einmal, sondern die Leitung ruht in den Händen von besoldeten Beamten, und sie selbst sind nur noch Renten- oder Dividendenempfänger, die sich bei der ihnen vom Verbande zugesicherten Dividende bescheiden.